

Zeitschrift:	Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber:	Ortsbürgergemeinde Aarau
Band:	74 (2000)
Artikel:	Anmerkung eines Vikariaten, der die Verhältnisse Schiltens aus eigener Erfahrung zu beurteilen wagt
Autor:	Schlatter, Bruno
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-559315

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anmerkung eines Vikariaten, der die Verhältnisse Schiltens aus eigener Erfahrung zu beurteilen wagt

«Ein Mensch kann, wenn unsere humane Aufmerksamkeit auch nur eine Sekunde nachlässt, in dieser Sekunde zu Grunde gehen.»

Hermann Burger, *Schilten*

Wer ein Buch mit dem Tod füllt, infiltriert das Leben. Kein Tod ohne Leben.

Die zwanzig Quarthefte «Schiltens» über die Todesspirale gieren nach Vitalität, selbst wenn zum Schluss einer bestattet wird, denn der, der da zu den Würmern verlocht wird, ist nur die gespaltene Fiktion Armin Schildknecht, der in das Nicht-Sein zurückkehrt, aus seinem schizoiden Engelhof-Schul-Dasein hinüberflieht in den Tod.

Heimtückisch überlässt er die Bühne Peter Stirner und anderen Überlebenden.

Zum Beispiel mir: Lehrer Schlatter aus Schlossheim.

Ich habe Schiltens Abdankungsparadoxon am eigenen Leib erlebt.

Eigenständig fuhr ich durch die Holunderkurve dem kapellenartigen Bau entgegen und wohnte den Tiraden Bruder Stäblis bei. Ich überwachte und belauschte selber alle Begräbnisumtriebe. Ich trauerte auf dem Engelhof vor einem aufgerissenen Grab, in das ein neugehobelter Sarg tauchte, und sang ein letztes Lied – natürlich nicht solo – für den Toten, den ich zwar

nicht kannte, der aber anscheinend das selbe Gymnasium besucht hatte, einige Klassen höher, und bei einem obstrusen Unfall, hier vorhöfig, sein Leben lassen musste. Ich sah mit eigenen Augen, wie der fluchende und schwitzende Wiederkehr riesige Erdschollen auf den Sargdeckel donnern ließ.

Es ist also mein gutes Recht, mich als Sachverständiger kurz zu Wort zu melden:

Schilten ist ein Rausch.

Ein wahnsinniger Wortwasserfall, der mich ertränkt. Eine morbide Mörtelkammergeschichte, die wie der skandalumwitterte Waschraum nie trocken und nebelfrei wird.

Krüppelwalmdachartige Wortgebilde.

Schilten lesen bedeutet Scheintod und Verschollenheit.

Schilten wird nicht erfunden, oder gar nur erlesen. Schilten will an Ort erkannt werden. Schilten muss ernebelt werden. Schilten will begutachtet und seziert werden. Erst in alle Teile zerlegt, schön säuberlich assortiert, von Engelhoftrümmern getrennt, ist Schilten ausstopfbar und erfassbar.

Schilten darf nicht im Sommer besucht werden. Der Eindruck wäre zu täuschend, im Sommer ließ Schildknecht den Unterricht ausfallen. Im kalten schneereichen Winter gilt es, sich in die Nebelregionen des alten Schulhauses zu wagen, darauf vom Schulhaus wegzuilen, mit dem Mut, in die Nebelbrühe einzutauchen, gegen den Engelhof trippeln, bis dieser undeutlich, nur schemenhaft im Milchigweiß dimmert. Dann brüsk umkehren, in die stillen Hügel hinauswandern, Zahlen, Beweise, Schülernamen, Wissen und Lügen deklamierend, dabei den Boden unter den Füßen verlieren und sich dem Geheimnis der Nebellektionen öffnen.

Für mich, der ich die Schöllander Bezirksschule besucht habe und am Eingang des berüchtigten sektenüberwucherten Schilttales wohne, und der ich noch im Einschlafen die Schiltener Wasser vorbeirauschen höre, für mich ist Schilten mehr als Fiktion.

Für mich bedeutet dieses enge, sich in einem 45-Grad-Winkel vom Surbtal fortbewegende, düstere Tal Wirklichkeit, ja fast mein Leben.

Ich kenne die Nebel, die schiltenschwanger herniedersinken, langsam über Mooskirch und Schlossheim nach meiner Talsenge, in die eingebettet unser Haus steht.

Wenn ich zum Fenster hinausschaue, sehe ich die dreckigen Wasser der Schilt nicht,

aber deren Verlauf wird angedeutet durch die Weiden, Pappeln und Strauchbestände. Glücklicherweise bleiben mir so die Präservativ-Güllen-Klopapier-Öl-Seifenschaum-Aspekte der Schiltwellen erspart. Tag für Tag fließt überflüssige Schildknechtsche Melancholie an mir vorbei, vermischt mit wehleidigen Bauernklagen und rülpsendem Stammtischgegröle, sowie allerlei Unzucht- und Sektiereraktivitäten.

Wurmstichiger Engelhofdreck soll gemäß Gerüchten nach sommerlichen Gewittern öfters mitgeschwemmt werden. Es würde mich keineswegs überraschen, eines Tages ein Bataillon Grabsteine vorbeischiffen zu sehen. Natürlich erkannte ich nur die Spitzen, die Inschriften würden vom Ufer verdeckt, doch wenn zuoberst die Wiederkehrsche Glatze glitzern würde und eine wiggerverdächtige Gestalt von Stein zu Stein hüpfte, wüsste ich, dass die Zeit des Engelhofes abgelaufen ist.

Ja, ich wohne unglücklich. Zwei Kilometer nördlicher, und es wäre nur die Surb, die meine Augen beleidigte. Hier am Ein- und damit auch Ausgang des Schilttales scheint die Lage bedrohlich. Ich hege Zweifel, dieser ständigen Infiltration durch die Schiltener gewappnet zu sein. Ja, ich gehe davon aus, schon infiziert zu sein. Schiltener Schüler überwachen und registrieren mich. Nur Wiederkehr weiß, ob mein Name im Friedhofsjournal auftaucht.

Zumindest eine Erwähnung als Schilttaler Wächter in der Gemeindechronik wäre angebracht, denn niemand gelangt nach Schilten von Schöllanden aus, ohne dass ich ihn oder sie hier in der Talverengung bemerken könnte. Ebenso unmöglich ist ein Verschellen irgendwo draußen, was sich ja mancher Einheimischer wünsche, ohne dass ich diesen Vor- und Ausgang aufzuhalten im Stande wäre.

Insofern ist Schildknecht von mir abhängig: Meine Informationen sind für jegliche Statistiken unerlässlich.

Auf meine Verlässlichkeit wird gezählt: Ohne Lehrer Schlatter läuft nichts!

Ich übernahm bekanntlich Jahre nach Schildknechts Abberufung eine längere Stellvertretung in Schilten. Im altehrwürdigen Schulhaus hauste nun ein ummunkeltes Institut, von dem niemand Genaues wusste. Der Schulhausneubau war nach den tragischen Vorfällen um Haberstich und Schildknecht unterhalb der Holunderkurve erstellt worden, so dass jeglicher Sichtkontakt mit den Gräbern verunmöglich wurde. Also durfte ich erwarten, eine angenehm ländliche Schulkasse im dörflichen Klima ohne störende Außeneinflüsse zu übernehmen.

Meine Schulbücher eifrig untergeklemmt, suchte ich meine neuen Schüler heim, 17 an der Zahl, eine Integrierte Einheits-Förderklasse, kurz IEF

Mit anderen Worten, die Hängengebliebenen, die Unangepassten, die Ausländer, die Zurückgelassenen oder sozial Zerstümmelten. In meine Begrüßungsrede mischte sich dumpfes Hämmern, richtig, der Neubau wurde erweitert. Hinter meiner Schulzimmerwand mussten irgendwo Handwerker tätig sein.

Die erste Woche blieb es beim Hämmern, die Klasse erwies sich, wie angekündigt, als schwierig, aber trotzdem liebenswert.

Die zweite Woche begann das Bohren, ich wollte gerade eine einstimmende Meditationsübung starten, als in das sanfte Säuseln der Musik das grummelnde Drehen eines Steinbohrers jauchzte. Es war so nahe, als säße man weit offenen Mundes im Zahnarztstuhl, die Augen schreckhaft erstarrt. Meine Klasse dankte diese aufwühlenden Geräusche mit unhaltbarem Benehmen. Meine Laune verkroch sich unmittelbar.

Jedes Mal, wenn die Bohrmaschinen losheulten, wusste ich, dass meine Zeit abgelaufen war. Innert Minuten würde die Disziplin der Klasse zerfallen, jeglicher Respekt vor mir würde in blindwütige Versuche transformiert, die Bohrmaschinen zu übertönen. Oft dachte ich an Armin, an den Engelhof, oft käute ich mir vor, dass der Anblick eines Friedhofes schlimmer sein müsse als dieser Bau lärm.

Doch meine innere Ruhe zerschellte jedes Mal am Aufheulen des Kompressors. Ich tobte mich an meinen Nächsten aus, wie die Schüler schaffte ich es nicht, dem Übel auf den wahren Grund zu gehen. Meine Wut brach sich an ihren Streichen. Ihr Geschwätz wurde mir unerträglich, ihre unschuldigen Fehler schienen mir gegen mich gerichtet. In der dritten Woche, als die Bauarbeiter riesige Stützen mit einem Kran in den Boden hämmerten, beneidete ich Armin. Welche Ruhe muss dieser Engelhof ausgestrahlt haben, das Schaufeln Wiederkehrs muss, wenn überhaupt hörbar, lächerlich gewirkt haben, kein Vergleich mit den akustischen Weltuntergängen, die unsere Bemühungen um das Bruchrechnen begleiteten. In den Singstunden hämmerten die Arbeiter keineswegs taktvoller, oft lieferten sie falsche Einsätze, der Bass des Steinbohrers kümmerte sich einen Dreck um unsere punktierten Achtelnoten.

Meine Lage ist sicherlich nicht so akut wie diejenige Armins. Vor meinem Fenster tümmeln sich keine Friedhöfe, nur der Schiltlauf und ein gar lieblich zu betrachtendes Tal. Reinste Idylle. Eine Anhäufung Namen Verschollener spukt durch mein lauwarmes Hirn und Herz: all diese gestorbenen Leidenschaften, scheintoten Geliebten und die liliengeschmückten Ruhestätten, Worturnen, die sich in ihr Schicksal gerufen. Dieser Friedhof, den ich Herzen-

hof nenne könnte, scharrt in mir und harrt der ständigen Belagerung durch Schülerantworten, die vor der gitternen Pforte auf einen Platz der ewigen Wahrheit warten. Dieser Herzenhof, der auch Armin eigen gewesen sein muss, wird mir oft zur verhängnisvollen Falle, in die ich blindlings stürze. Die Fallerscheinungen geben mir meist Anlass, der Schildknechtschen Krankheit zu gedenken und der Last des körperlichen Daseins zu erliegen. In darauffolgenden Fieberstunden entstehen wilde Phantasmagorien, die geometrisch darstellender Natur sind:

Ich häufe Punkte und Striche verschiedenster Formate und Farben auf ein Blatt, die in Wirklichkeit ober- und unterhalb der gegebenen Ebene schweben, eigentlich gar nicht zweidimensional zeichenbar sein sollten, sie sind ja nur Phantasien dritter Fiktion. In solchen Momenten scheint es mir natürlich, Punkte zu projizieren auf eine Grund- wie Aufrissebene, welche ja bekanntlich in der gleichen, der Blattebene liegen. Durch raffinierte Transformationen werfe ich neue Ebenen, schaffe ganze Welten, werde Herrscher des Raumes und bleibe destotrotz an einer einzigen, der Blattebene haften.

Die vierte Woche versuchte ich mit wilden Fluchten dem Lärmterror zu entweichen. Armin gleich hetzte ich die Schüler durch Wald und Wiese, warf ihnen französische Brocken zu, lockte sie mit Analysen über

die Weitsichtigkeit auf die Hügelkuppe, trieb sie mit der Dauerlaufgeißel durch den Mooswald und erlöste sie dank koordinierten Klingeln für die Pausenzeit vom Unterricht. Die Stimmung hob sich trotz Nebel und Kälte, die wenigen Schneeballschlachten, die zu bestreiten waren, einten uns. Doch kaum verklang das letzte Rutschen eines Stuhles nach der Rückkehr ins Schulzimmer, begrüßte uns ein leises Schnurren, das, noch ehe wir die Bücher aufgeschlagen hatten, in einen kreischenden Tumult überging. Ich ging später dazu über, nach dem Bohren zu unterrichten: im Singen dirigierte ich die Bohrgeräusche mit der Linken, während ich mit der Rechten Einsätze an die Klasse verteilte, die sie je nach Chiffrierung zu deuten lernte: schnippte ich, so gorpste die ganze Klasse ein Stakkato, hob ich den Daumen, wussten alle, dass es galt, launisch zu stampfen, versteckte ich die Rechte hinter meinem Rücken, stürzten sich alle auf ihr Singbuch und fetzten eine Seite heraus, welche unmittelbar mitleidlos zerknüllt und in einem gemeinsamen Glissando in den Kübel geschmissen wurde. Schubert und Mozart verloren angesichts des Weltlärms an Bedeutung. Wir mussten eine neue Musik definieren, die uns half, die Schulzeit zu überstehen. Im Rechnen suchten wir nach zahlenmäßig belegbaren Gesetzmäßigkeiten, in welcher Reihenfolge die einzelnen Werkzeuge uns akustisch besudelten. Länge der Einsätze wie

Dezibelwerte maßen wir peinlichst genau, führten Tabellen und Protokolle. Im Deutsch wagten wir es sogar, eine Delegation Schüler zu den Arbeitern zu schicken, um eine Reportage zu erstellen. Es lag in meiner Hand, ob wir im Turnen die Schaufelbewegungen, die Haltung der Bohrmaschine und gezieltes Hämmern einübten.

Ich bin Armin dankbar, dass er mich in seinem Bericht nur nebenbei erwähnte, Ende des berüchtigten 16. Quarthefts, mit der Bemerkung, dass ich ihm über Graf Lindenbergs posttrunzene Zustände berichtete. Ich schätze sehr, dass er nicht erwähnte, dass ich, Lehrer Schlatter von Schlossheim, wohnhaft in Schöllanden, der einzige gewesen wäre, der ihm hätte helfen können.

Außer mir wäre diese Retterrolle nur einer äußerst sensiblen, gleichermaßen vernünftigen, selbstbewussten und sprachgewandten, jungen hübschen Dame zuzutrauen gewesen. Dieses Fabelwesen hätte ihn bis zur letzten Silbe lieben und so sein Verschollenendasein in Frage stellen müssen. Sie hätte seine Diktieranfälle bändigen und ihn vom Harmonium weglocken müssen. Wäre sie mit ihm von Nebel und Schülern weg, hinauf zur Risi, hinauf zur Sonne gerannt, um ihm den Dunst einmal von oben zu zeigen, der dadurch vielleicht seines Schreckens beraubt worden wäre,

so hätte Armin eventuell noch umkehren können.

Wenn ich auch keine Dame bin, bin ich doch froh, hat er nicht beschrieben, wie ich es unterließ, ihm solcherart zu helfen. Ich verlor ihn nicht nur Sekunden, sondern Jahre aus meinen humanen Augen. Ich gab seine Existenz preis: Kein Auge lastete mehr auf ihm.

Die fünfte Woche suchten wir Trost im Studium von Armins Schicksal. Im Vergleich zu unserer Lage neideten wir ihm, dass er wegschauen konnte, dass es ihm gelang, durch Übertünchen der Fensterscheiben den Engelhof aus dem Blickwinkel zu streichen. Sosehr wir uns auch bemühten, die Ohren zu verstopfen, sie zuzupressen, den Lärm zu ignorieren, desto mehr ging uns das entfernteste Hämmern durch Mark und Bein. Stundenlang saßen wir über unserer Arbeit, die gelben Ohrenpfropfen montiert, verständigten uns mit Gesten, Mienen und schriftlichen Botschaften an der Wandtafel. Niemand wagte es, die Pfropfen zu entfernen, weshalb wir oft das Läuten verpassten. Wir verloren die sozialen Kontakte der Pausen, die wir regelmäßig verpassten. Während ich meinen Kaffee einsam im Lehrerzimmer schlürfte, balgten sich die Schüler in immergleichen Paarungen auf dem Turnplatz. Schulbesuchern mag es eigentlich erschienet sein, wie wir, den Besuch oft

erst nach einigen Minuten bemerkend, in einem einstudierten Ritual zuerst den linken, dann den rechten Pfropfen aus der Ohrmuschel zogen, beide vom hängengebliebenen Schmalz säuberten und sie ordentlich in einem eigens dafür gebastelten Schäcktelchen versorgten.

Die sechste Woche schlugen wir zurück. Mit Hilfe meiner elektrischen Gitarre, den Riesentrommeln, die wir aus dem Singsaal angeschleppt hatten, und gehäuftem Einsatz von Schreien veranstalteten wir eine große Kakophonie. Jeden Morgen nach Ertönen der ersten Drehungen eines Bohrers im Beton erhob sich die Klasse feierlich. Würdevoll drehte ich den Verstärker auf, gab den Takt an und hieb mit einem Hammer auf die Saiten. Meine archaischen Musikstrukturen begleiteten die Schüler nach einem vorgegebenen Schema, das wir der Zwölftonmusik abgeschaut hatten: In zwölf Gruppen nach Geräuschstrukturen aufgeteilt, ergänzten die Schüler meine Ekstase mit schrillen Blechhämmereien und wilden Trommelhatzen. Immer wenn ich die Gitarre über das Lehrerpult donnerte, erlöste sich die Klasse mit gewaltigem Wehgeschrei von den Qualen, die uns die Bauerei aufnötigte. Anfangs gelang der Coup, wenige Minuten genügten, die Arbeiter zu vertreiben, sie mussten uns für übergeschnappt gehalten haben. Wir hatten uns einige ruhige Momente gesichert. Schon Mitte Woche ließen sich

die Arbeiter nicht mehr verscheuchen, sie drehten im Gegenteil ihre Baumaschinen auf Hochtouren, ließen ihre Hämmer, Kompressoren und Nagelmaschinen einen Freudentanz aufführen, der unsere Kako-phonie mit gewaltigeren Dezibelwerten zerschmetterte.

Lange trug ich mich mit dem Gedanken, das gesamte Schilttal als riesiges Freilichtmuseum zu vermarkten. Eine Schranke und ein Kassenhäuschen – eines dieser biederen grauen – am Staßenrand vor unserem Haus postiert, hätte genügt, jedem Besucher einen angemessenen Eintritt abzuluchsen. Mit einer fiktiven Kurtaxe hätte sich der Gewinn maximieren lassen. Das besondere Prunkstück wäre selbsthauchend das alte Schulhaus und sein kontrapositionärer Engelhof mit all seinen Beliegern geworden. Der Protagonist Schildknecht, dargestellt von meiner Wenigkeit, führte die Besucher durch Mörtelkammer, Keller, Latrinen und Estriche, ehe er sie der Obhut Wiederkehrs, dargestellt durch sich selber, übergäbe. Regelmäßig würde eine Gestalt an den Besuchern vorbeiwiggern, mit einem frechen Grinsen den Hut ziehen und um eine milde Gabe bitten, welche unseren Verdienst aufrunden würde.

Nicht zu vergessen die Wirkung von Trunz. Man denke nur an die vielen Kinder, deren unschuldige Phantasie jede ritterliche Installation interessiert, sowie an die vielen Familienväter, in denen, wenn kein ver-

hinderter Eisenbähnler, dann wenigstens ein Großschnauzritter steckt. Das Innere müsste wohl renoviert werden, aber mit den zu erwartenden enormen Besucher-einnahmen ließe sich diese Investition in kurzer Zeit amortisieren. Im Winter würde eine zusätzliche Schlittelfahrt von Schilten nach Schlossheim das Angebot erweitern. Darum wäre zu überlegen, der Authentizität zuliebe, die Holunderkurve wieder wortgemäß zu bepflanzen, eventuell der Sicherheit wegen gar zu verbreitern.

In der Fasnachtszeit krönten die schildknechtschen Ausflüge ins Luzernische das Museumsangebot. Natürlich würde aus Loyalitätsgründen auf Umwegen Schiltens eigene Wirtschaft angesteuert. Obwohl es gälte, die Hektik und spezifische Erotik beizubehalten, müsste der Rahmen der ausgelassenen Feiern sittlicher sein als im Original. Ich bin mir deshalb noch nicht sicher, ob ich Elvira Schüpfer als hauchbekleidete Wäschekünstlerin in schwarzem Schlüpfer vor der Friedhofskulisse zu schildknechtschen Todesdelirien tanzen lassen soll. All diese Attraktionen sollten dem Besucher ein erleichtertes Mitwiegern erlauben.

**Die siebte Woche übten wir uns
in Schweigen**

In der achten Woche versorgten wir Schildknechts Vögel. Der Schaukasten musste wegen Anpassungsarbeiten geleert werden. Welche Freude zu gucken, wie die Bussarde im Estrich verschwanden. Die alten Vogelnester stäubten unbarmherzig. Die Schlangen und Echsen schwammen in derselben trüben Brühe wie einst, einige Kohlmeisen waren ergänzt worden, der Adler hinterließ einen gebrechlichen Eindruck. Jedes Stück, das an meiner Aufsicht vorbeigetragen wurde, erleichterte meine Seele. Den Schülern schiens ähnlich zu ergehen. Der Gang in den Estrich, der an den Bauarbeitern vorbeiführte, löste aufgestautte Aggressionen. Ich erinnerte mich, wie mir Armin erzählte, dass er im Sinn habe, diese toten Viecher an die Schüler zu versteigern, und ich ihm abriet. Jetzt gelüstete es mich, diesen verhinderten Akt doch noch zu zelebrieren, mich in der Rolle des Vollstreckers von Armins unerfüllten Wünschen zu sehen.

Ein großes Feuer auf dem Schulhausplatz hätte der Angelegenheit sogar ein unwiderstuhliches, unerwartetes – selbst von Armin unerwünschtem, allerdings mir heiß geliebtem – Ende gesetzt. Als ich ansetzte, neue Befehle zu erteilen, schlich der neue Abwart durch den Gang, den Besen mürrisch vor sich hin stoßend. Ernüchtert unterließ ich mein Vorhaben.

Zur letzten Woche wurde ich krank. Nichts Lokalisierbares, keine akuten Schmerzen,

kein typisches Krankheitsbild. Manchmal wurde mir schwindlig, dann übel, einmal wurde ich todmüde, ein andermal hypernervös, wenn ich nicht fror, schwitzte ich. Schlaf fand ich selten, wenn, dann nur kurz, von heftigen Albträumen geschüttelt. Der Arzt murmelte etwas von Grippe, wollte sich allerdings im Zeugnis nicht festlegen, was er mit unleserlichem Gekritz verheimlichte. Er verschrieb mir einige Pillen, konnte mir allerdings nicht anvertrauen, welche Farbe ich gegen welche Zustände nehmen sollte. Ruhe, nur Ruhe, beschwichtigte er mich.

Ich grinste ihn dankbar an, verkroch mich unter meine Decke, zog das Kissen über beide Ohren und suchte Trost in meinen Träumen. Es war herrlich, einzig einige Geräusche des alten Hauses, das Rauschen der Schilt und die Gesänge der Rohrdrosselfen zu hören.

Bruno Schlatter, 1964 in Schöftland geboren, lebt heute in Suhr, Sekundarlehrerausbildung. 1986–1993 Gastronom im «Goldenem Ochsen» in Zofingen. 1987–1995 Social-Beat-Auftritte mit «Jenseits der Ordnung». 1991 Langspielplatte: Gedichtvertonungen mit «Jenseits der Ordnung», subventioniert vom Ideentopf. 1994: *Alltagsrevolte*: Gedichtband bei sisyphos, Köln. 1995: *Abgang, Fertig, Aus*: Rondo in drei Briefen bei sisyphos, Köln. Förderungspreis des Aargauer Kuratoriums. 1997: Mitglied Gruppe Olten. 1998: Gründung eines eigenen Kleinvertriebs NOSENNOISE. 1999: S-Busters (neues Bandprojekt + CD).